

(Nachdruck verboten.)

81)

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Gleichwohl sprach er davon zu seinem Vater. Obwohl Ludwig Semper seit längerem wieder von seinem alten asthmatischen Leiden geplagt wurde, war doch seit Monaten Heiterkeit in all seinem Reden und Tun, ja selbst in seinen Hustenanfällen und Atemängsten gewesen; denn nun war seine zärtlichste Hoffnung der Erfüllung nah; in kurzem sollte Asmus Lehrer sein und das Geschlecht der Semper sollte wieder emporkommen. Wie die lächelnde Behmut eines Sonnenunterganges ging es über Ludwig Sempers Gesicht, als er hörte, daß Asmus, nahe dem Ziele seiner Bahn, einen ganz neuen Weg voll jahrelangen Mühsens betreten solle, und obwohl er fühlte, daß er dann den Aufstieg seines Sohnes nicht erleben werde, sagte er lächelnd:

„Ja, — wenn Du meinst, daß Du Schauspieler werden mußt, — ich habe nichts dagegen.“

Und in dem Lächeln des schönen Angeichts war ein Scheiden vom Liebsten und Bekten. Das Herz slog Asmus in den Hals, und er hatte Mühe, die Tränen zurückzudrängen, als er rief:

„Nicht doch, Vater, nicht doch! Ich werde ja nicht darauf eingehen! Ich denke ja nicht daran!“

Seiner Mutter sprach er nicht erst davon. Er mußte lächeln, wenn er sich ihr ökonomisches Entsetzen ausmalte. Und sie hatte ja recht.

Am Nachmittage sagte er es Doktor Kieselberg, seinem Wirte: „Meine Eltern haben mich fünf Jahre lang unter den größten Sorgen und Mühen erhalten, wenigstens zum großen Teil erhalten; jetzt ist es höchste Zeit, daß ich sie unterstütze. Als Lehrer bekomme ich ein Gehalt von 1200 oder 1300 Mark, dann kann ich ihnen helfen; als Schauspieler verdiente ich vorläufig wenig oder nichts. Ich würde die Hoffnung meiner Eltern vernichten.“

„Nun, dagegen kann ich natürlich nichts sagen,“ erwiderte Kieselberg. „Ich hatte das Gefühl einer Pflicht; ich glaubte ein Unrecht zu begehen, wenn ich Sie nicht auf den Weg zur Bühne wies; aber wenn die Dinge so stehen — das ist natürlich etwas anderes.“

Als Asmus durch die wunderschönen Alleen vor dem Dammtor nach Hause ging, war der Bühnentraum erloschen; das Schloß aus Kampenlicht und Lorbeerduft war verfunken, und an seiner Stelle ragte schon ein anderes. Ein Wort seines Lehrers hatte ihn gestern bestreuet. Er hatte gesagt:

„Jungens unterrichten, das können die anderen auch.“

War Unterrichten denn wirklich etwas, was jeder Beliebige konnte, wenn er nur nicht allzu dumm war? Waren Schulmeister nicht genau so gut Künstler wie Schauspieler? Konnte man nicht auch so unterrichten, daß man unerföhlich war, so unerföhlich wie ein Künstler? So wenigstens hatte er sich's geträumt. Was war denn ein Lehrer, wenn er nicht ein Künstler war?

Und in den Wolken strahlte ein Schloß, das war aus Morgenlicht und Kinderlächeln gebaut.

Er blickte in die ragenden Bäume hinauf und dachte: Welch ein wunderschöner Tag! Ein wahrer Sonntag! Zuerst beim Lehrer zu Mittag gegessen — die fremde Küche hatte ihm zwar nicht geschmeckt, aber was sagte das? Es war herrlich gewesen! — Nun dieser Weg unter hohen, von weißem, weißem Schnee bedeckten Bäumen! Diese Kirche wird nur an seltensten Feiertagen geöffnet. Ihr Altar ist die sinkende Sonne, und ihr Gesang ist das Schweigen. Er dichtete im Gehen:

Ich weiß es nun gewiß:
Es schwebt ein selig Leben
Schon über dieser Welt
Und ist uns schon gegeben

Ich weiß seit diesem Tag:
Es tönt Gesang und Reigen
Aus einer reinen Welt
In jedes tiefe Schweigen.

Und endlich, wenn er zu Hause war, wollte er seinen Pestalozzi lesen. Er kam heim und schlug ihn auf bei der „Abendstunde eines Einsiedlers“.

„O, meine Zelle, Wonne um dich her!“

Das fügte sich gut zu dieser Stunde. Er schaute sich um in seiner Kammer und dachte:

O, meine Zelle, Wonne um dich her!

24. Kapitel.

(Bewegt sich zwischen Pestalozzi und Herrn Quasebarth.)

Und er vergrub den Kopf in beide Hände und versenkte sich in die heiligen Träumereien dieses unschuldsvollen Einsiedlers und Poeten, den er liebte, wie man sonst nur lebendige Menschen liebt. Ja, das war wahrhaftig ein Einsiedler unter den Tagesmenschen! Schon wiederholt hatte Asmus diese Schrift gelesen, und immer hatte ihn eine eigentümliche Scheu gehindert, tiefer in ihr Dunkel einzudringen, wie man sich scheut, in ein Dickicht einzudringen, aus dem die Nachtigall schlägt. Heute war die Nachtigall fortgeflogen, und er drang ein und fand hinter dem Rankengewirr eine köstliche Architektur, die die einfachen, großzügigen Grundlinien eines wunderbaren Baues zeigte. Da stand, daß Leben und Menschsein ganz dasselbe ist in der Hütte und auf dem Thron. Das aber haben die Menschen vergessen. Sie erziehen und unterrichten nach tausenderlei äußeren und Tagesbedürfnissen, nach Berufs- und Ständesrückichten, nach Eitelkeit und Vorteil. Und vergessen, daß ein Mensch zuvor zum Menschen gebildet werden muß, eh' er etwas anderes wird. Aber zum Menschen kann man ihn nur von seiner Natur aus, von seiner Individualität aus machen, nicht von einer allgemein gültigen Schablone aus.

Das also war es: Nicht sollt ihr zum Kinde sagen: Das sollst Du werden und das will ich aus Dir machen wie aus allen Deinen Genossen, sondern ihr sollt sagen: Wer bist Du? Wie mach' ich Dich zum Menschen? Welche Wege sind in Deiner Natur vorgezeichnet, die zu jenem Menschentum führen, das allen gemeinsam ist und aus dem alles andere von selbst entspringt?

Das schälte sich heraus aus dem Aphorismengewirr des Frauen und dennoch geraden Denkers, und in diesem Geiste wollte Asmus sein Amt führen. Im Geiste dieser Schrift wollte er wirken, dieser Schrift, die in einem innigen, treuen Gottesglauben gipfelte, der nicht der Gottesglaube der Semper war. An den sorgenden Vater glaubten die Semper nicht. Aber das hatte Asmus seit langem empfunden, daß alle Menschen an einen Gott glauben, wie verschieden sie ihn auch nennen.

Es fangen's allerorten

Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,

und Asmus hatte nie begriffen, warum man von den Atheisten glaubte, sie hätten keinen Gott und könnten nicht fromm sein.

So stellte er denn auch in dem bald beginnenden schriftlichen Examen seinen Aufsatz nicht auf die Basis theistischer Frömmigkeit, die sonst über so manche Prüfungen hinweghilft. Die jungen Leute sollten über das Thema schreiben:

„Vor jedem steht ein Bild best, das er werden soll;
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

und die meisten Jünglinge erklärten Jesus Christus für das Idealbild, das vor ihnen stehe. Nun gab es unter den Abiturienten gewiß keinen, der den natürlich erzeugten Gottessohn von Nazareth inniger liebte als er; aber den Ruf, daß er ein Jesus Christus oder etwas ihm Ähnliches werden solle, vernahm er in seinem Herzen nicht. Er glaubte nicht, daß die Welt durch Leiden erlöst werden könne; er fühlte wenigstens, wenn er sich ehrlich fragte, daß er nicht gemacht sei, ohne Widerstand zu leiden. Er knüpfte an die Ideenlehre Platons an und erklärte den Unfrieden des Menschen aus der Sehnsucht nach seiner „Idee“, und er setzte auseinander, was er für seine Idee, für die Idee des Menschen im allgemeinen und für die des Asmus Semper im besonderen halte. Er fand damit bei der vorurteilslosen Prüfungskommission nicht nur vollste Anerkennung, sondern er hatte noch den Erfolg, daß ein Mitglied dieser Kommission, ein alter Jurist, au

Beginn der mündlichen Prüfung die Brille aufsetzte und rief:

„Wo ist Herr Semper?“

„Das ist nämlich ein Philosoph!“ rief er den anderen Herren zu.

Asmus war hervorgetreten.

„Sie sind Herr Semper?“

„Natürlich!“

„Sie sind ein Philosoph, mein junger Freund; ich habe Ihre Arbeit mit herzlicher Freude gelesen; ich danke Ihnen.“

Im übrigen ging es ihm wie „auf der Fortuna ihrem Schiff“, will sagen: auf und ab. In der Lehrprobe vergriff er sich. Er sollte Ägypten behandeln, dasselbe Ägypten, das er als kleiner Junge für eine Wiese mit Störchen gehalten hatte. Und er verfuhr ganz nach der Regel: Geographische Lage, Grenzen, Gestalt, Größe, Einwohnerzahl usw. usw. Zum Nil kam er in der halben Stunde des praktischen Examins überhaupt nicht. Als er fertig war, nahm ihn Murow, der Riese, beiseite.

„Nun, me—in lieber Semper, wann man Ägypten behandeln will, womit fängt man dann wohl an basten an?“

Da wachte er's sofort. „Mit dem Nil,“ sagte er. Und er hätte sich ohrfeigen mögen, daß er, der die Schablone haßte, sich ihr so gedankenlos und träge unterworfen hatte. Der Nil das war der Schöpfer des Landes, war eigentlich das Land selbst; der Nil war die Individualität Ägyptens, von der man ausgehen mußte, wenn man sich rühmte, ein Jünger Pestalozzi zu sein! Er empfand eine tiefe Scham darüber, daß er so ahnungslos in Ketten ging, deren er gespottet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Uhr von innen aussieht. *)

Altenhalben, wo sich der Kulturmenschen häuslich eingerichtet hat, findet sich eine kleine anspruchsvolle Maschine, das Herz der Zeit, wie sie Kosmeger genannt hat. Sie begleitet ihren Besitzer gleich einem vertrauten Freunde durch das Leben, sie greift regend und ordnend, gelegentlich aber auch ermahmend oder befehlend darin ein; sie lehrt ihn hauszuhalten mit dem kostbaren Gute der Zeit, von dem ihm aus dem Born der Ewigkeit ein Tröpfchen zugemessen ist. Ihr lauschiges Ticken hilft dem Einsamen über lange Stunden und dem Harrenden predigt es Geduld und Ruhe. Sie ist entschieden die populärste und verbreitetste Maschine des technischen Zeitalters, aber trotzdem nur wenigen genauer bekannt; über das Bescheidene und Anspruchslose geht man eben hinweg.

Zwar erregt die Uhr schon das Interesse des Kindes und die Wissbegier des Knaben, aber für den Erwachsenen ist sie identisch mit dem Begriffe von Zifferblatt und Zeigern. Nur ungern hat er mit dem, was dahintersteckt, zu tun, denn es könnte ja leicht eine Reparatur kosten! Wir wollen diese Scheu mutig überwinden und uns unsere alte, emsige Freundin einmal etwas schärfer ansehen. Einst im Schwarzwalde zur Welt gekommen, hat sie das Leben unserer Vorfahren überdauert und verdient unsere Teilnahme sehr wohl. Wir öffnen also kurz entschlossen ihren alterstauglichen Leib an der Seite und schauen hinein. Ein unentwirrbares Chaos von Rädchen, Zählchen, Achsen, Hebeln! Wir sehen ab von denjenigen Teilen, die dem Stundenschlage dienen und doch nur ein Ornament bilden, und gewöhnen das Auge allmählich an die neuen Einbrüche. Da bemerken wir zunächst ganz unten ein kräftiges Rad, um dessen „Nuß“ sich die Kette schlingt, die uns vom täglichen Aufziehen her geläufig ist. Es ist das Triebrad, das dem Werke die Triebkraft liefert, gerade wie das Wasserrad der Mühle. Wir fassen das freie Kettenende und riskieren einen Probeaufzug: die Nuß läuft rückwärts, das Triebrad aber bleibt stehen. Zwischen beiden befindet sich nämlich das *Sperre*; die Nuß trägt auf dem einen Rande eine Anzahl feiner, schräg stehender Zählchen, in welche die am Triebrade befestigte *Sperre* links eingreift. Dreht sich nun die Nuß beim Aufzuge rückwärts, so rutscht die Klinke schnarrend über die Zählchen hinweg, während sie, wenn das Gewicht wirkt, sich in die Zähne stemmt und so das Triebrad zum Stilllaufen zwingt. Wie wir weiter sehen, ragt bei unserem Exemplar die Achse des Triebrades nach vorn heraus und trägt dort den Minutenzeiger. Wir schließen hieraus, daß es in einer Stunde eine Umdrehung macht. — Weiter wird unser Interesse durch ein ganz oben befindliches kleineres Rädchen erweckt, das durch seine rasche rückwärts Vorwärtsbewegung auffällt; es ist das *Steigrad*. Seinen Antrieb be-

kommt es natürlich vom Triebrade; da letzteres aber sehr langsam, das Steigrad dagegen rasch umläuft, so hat der Erbauer ein weiteres Rad zwischengeschaltet. Das Triebrad treibt erst das Zwischenrad an, und dieses seinerseits das Steigrad. Dabei greifen die Zähne eines jeden Rades immer in das „Trieb“ auf der Achse des nächstfolgenden, so daß also das Triebrad langsam, das Zwischenrad schneller und das Steigrad am raschesten rotiert. Sieht man dem Räderspiele längere Zeit zu, so bemerkt man auch, daß das Trieb- und das Steigrad im Sinne des Uhrzeigers umlaufen, das Zwischenrad dagegen entgegengesetzt; dies ist bei der Art und Weise, wie die Räder aufeinander arbeiten, ja auch selbstverständlich. — Nun wollen wir die Tätigkeit des Steigrades selbst etwas spezieller in Augenschein nehmen. Da fällt uns zunächst auf, daß seine Zähne anders geformt sind, als die der übrigen Räder; sie sind größer und stehen außerdem schräg. Sie sind ja auch nicht dazu bestimmt, in ein Trieb einzuspielen; wir entdecken vielmehr bald einen eigenartig geformten doppelarmigen Hebel, der mit seinen beiden „Klauen“ eifrig auf das Rad loshämmert: es ist der Anker oder das Schappement, der wichtigste Teil unserer Maschine. Jedesmal, wenn eine Ankerklaue sich hebt, schlüpft ein Zählchen des Steigrades unter ihr durch; der Anker hat also augenscheinlich die Aufgabe, den Lauf des Rades aufzuhalten oder zu hemmen, weshalb man ihm im Verein mit dem Steigrade als die Hemmung der Uhr bezeichnet. Seine Bewegung ist eine hin- und hergehende, so daß abwechselnd die rechte und die linke Klaue in die Zähne faßt; niemals aber sind beide zugleich außer Eingriff, wovon man sich leicht überzeugen kann. Die Ankerbewegungen erfolgen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit, und nicht die kleinste Abweichung vom Rhythmus des Tictack vermag das Ohr festzustellen. Dies erklärt sich sofort, wenn wir weiter beobachten, daß hinten an der Achse des Ankers ein langer Hebel, die Führungsgabel, angebracht ist, in die das Pendel eingehängt ist; der Anker muß also die Schwingungen des Pendels, deren Gleichförmigkeit jedem bekannt sind, mitmachen. Nun wird uns auch klar, weswegen die Zählchen des Steigrades abgeseigt sind: sie haben den Ankerklauen bei jedem Hub einen kleinen Stoß zu erteilen, denn sonst würde das Pendel ja allmählich zu schwingen aufhören.

Schließlich erinnern wir uns noch, daß wir uns gelegentlich darüber gewundert haben, wie die aus dem Zifferblatte herausragende Achse imstande ist, zwei Zeigern zugleich zwei ganz verschiedene rasche Bewegungen zu erteilen. Wir sehen uns die betreffenden Teile genauer an und entdecken, daß der Stundenzeiger auf einem besonderen, über die Achse des Minutenzeigers geschobenen Rohre sitzt, welches von einem extra zu diesem Zwecke angebrachten weiteren Räderpaare in entsprechende Umdrehung versetzt wird.

Das ist also die einfache Maschine, der vermöge ihres exakten Laufes die wichtige Aufgabe zufällt, unser Tagewert zu regeln! Die Einfachheit ist aber leider selbst bei unserer würdigen Schwarzwälder nur eine scheinbare.

Durch unseren Erfolg ermutigt, gehen wir einen Schritt weiter und öffnen mit dem Messer das Gehäuse unserer Taschenuhr, indem wir seine Schneide vorsichtig in den Spalt einzwängen und dann den Messerrücken nach oben drehen. Da sie weder Gewicht noch Pendel besitzt, so wird es voraussichtlich Neues und Interessantes zu sehen geben. Ueberichtlich und klar liegt das kunstvolle Maschinen vor uns, weit besser zugänglich als die alte Wanduhr. Leicht gelingt es uns daher, das größte und kräftigste Rad, das Triebrad, herauszufinden, wenn es nicht zufällig ganz verdeckt ist. Aber Nuß und Kette fehlen. Statt ihrer befindet sich unter dem Rade, dem Auge unzugänglich, ein kleines, äußerst elastisches Stahlband, die Zugfeder, wohl bekannt und berüchtigt durch ihre Gewohnheit, gelegentlich zu zerpringen. Beim Aufzuge auf einen engen Raum stramm zusammengewickelt, strebt sie sich wieder aufzurollen und erteilt dabei dem Triebrade, an dem ihr äußeres Ende befestigt ist, den Antrieb. Das nächste Rad ist das mitten im Uhrwerk befindliche Minutenrad, auf dessen Achse an der Rückseite der Minutenzeiger sitzt, und das demgemäß pro Stunde einen Umlauf macht. Durch Abzählen stellen wir fest, daß außerdem noch drei weitere Zahnrädchen vorhanden sind, deren jedes bedeutend rascher als das vorangegangene, und außerdem im entgegengesetzten Sinne umläuft. Das mittlere der drei macht, wie wir durch Beobachtung leicht konstatieren können, eine Umdrehung pro Minute; es ist also das Sekundenrad, dessen Achse den Sekundenzeiger zu führen hat. Das letzte und kleinste der Rädchen endlich, das schon dadurch auffällt, daß es nicht aus Messing, sondern aus Stahl besteht, stellt das Steigrad vor. Es macht pro Tag 14 400 Umdrehungen, wobei seine 15 Zählchen nicht weniger als 432 000mal von den Klauen des winzigen Ankers aufgehalten bzw. durchgelassen werden; unser Beobachtungsobjekt ist nämlich ein Ankerwerk, und die Funktionen des Ankers sind uns schon von der Schwarzwälder her im allgemeinen bekannt. Besser noch können wir die Arbeit und die kunstvollen Formen der Hemmungsorgane beobachten, wenn wir eine Lupe zur Hand nehmen.

Hierauf erinnern wir uns der Wanduhr, bei der die Regelmäßigkeit der Ankerbewegungen durch seine Verbindung mit einem Pendel erreicht wurde. Ein wenig Kombinationsgabe genügt, um zu erraten, daß die Stelle des Pendels bei unserer Taschenuhr durch jenes große, unermüdbar hin- und herschwingende Rad eingenommen wird, dessen flotte Bewegung uns schon von Anfang an

*) Diese Ausführungen sind einem soeben in der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen Bändchen von Reg.-Rat Dr. H. S. Kossel entnommen, das unter dem Titel: „Die Uhr“ (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig. Mit 47 Abbildungen im Text. Preis geb. 1 M., in Leinw. geb. 1,25 M.) Grundlagen und Technik der Zeitmessung behandelt.

aufgefallen war. Es ist die Seele des ganzen Mechanismus, die „Unruhe“, die ihrem Namen alle Ehre macht. Auf geheimnisvolle Weise steht sie unten mit dem Anker in Verbindung, denn wir bemerken, daß die Bewegungen beider zeitlich zusammenfallen. Daß sie außerdem bei jeder Schwingung durch den Anker resp. das Steigrad einen kleinen Antrieb bekommt, versteht sich von selbst, denn sonst müßte sie doch einmal stehen bleiben. Die schrägen Endflächen der Steigradzähne, die wir vorher mit der Lupe deutlich gesehen haben, treiben eben den Anker an und zugleich die Unruhe. In der Mitte der letzteren erblicken wir eine haarfeine Feder, die sogenannte Spirale, durch deren elastische Kraft das Schwungrad nach jeder Schwingung zur Umkehr gezwungen wird, wobei die Feder regelrecht „atmet“. Wir kennen sie schon von unseren gelegentlichen Versuchen her, die Uhr zum avancer oder retarder (Schneller- und Langsamergehen) zu veranlassen. Zu diesem Zwecke hatten wir einen kleinen Hebel verschoben, an dessen kurzem Ende sich ein feiner Spalt befindet, der die letzte Windung der Spirale umfaßt und je nach seiner Stellung mehr oder weniger stark festhält. — Da wir jetzt schon etwas sicherer geworden sind, riskieren wir einen direkten operativen Eingriff in den Organismus unseres Maschinens: wir nehmen ein angespitztes sauberes Streichhölzchen zur Hand und legen es ganz besinnlich von der Seite an die Unruhe, ohne die Spirale zu berühren oder aber mehr Druck anzuwenden, als wenn wir etwa eine Postkarte mittels des Stäbchens anheben wollten. Das Mädchen steht nun still, wir sehen seinen Kranz mit allerlei Schraubchen besetzt, bemerken weiter, daß er aus zwei verschiedenen Metallen, Messing und Stahl, zusammengesetzt ist, ja vielleicht auch, daß er an zwei Stellen durchschnitten ist. Wie man sieht, ist die Unruhe ein sehr feiner Maschinenteil; um dem Leser einen Begriff von ihrer Subtilität zu geben, brauchen wir nur folgendes zu sagen: jede Schwingung der Unruhe soll genau ein Fünftel Sekunde, nicht mehr und nicht weniger betragen; eine Abweichung hiervon um ein Vierhunderttausendstel Sekunde, begangen von der Unruhe einer hochwertigen Präzisionsuhr, erregt bei dem Kenner schon ein Stirnrunzeln!

(Nachdruck verboten.)

Nach der Scheidung.

Skizze von Ilse Frapan-Alunian (Gens).

I.

Die ganze Welt lag wie erstarrt, wie ertrunken im tiefen, weichen Schnee. „Heut wird's halt mal net Tag,“ brummte die Frau des Friedensrichters, die eben mit ihrem Nähzeug unterm Arm in die Amtsstube guckte. — „Ich muß Dich dann wieder bemühe, Alter, ich kann mal wieder das Nadelöhr net finde.“

Der stattliche Weißbart schob sich die goldene Brille auf die Stirn hinauf und begann mit Vorsicht und Sachkenntnis das Geschäft des Einfädelns. „Wahrlich, ich sage Euch, es wird eher ein Kamel durch ein Nadelöhr —“ begann er mit Seilbung, „ehe daß ein böses Weib in den Himmel —“

Hier wurde er durch die Frau Friedensrichter unterbrochen, die ihm mit der eingefädelten Nadel einen heimtückischen kleinen Stich in die Hand versetzte. „So, Alter, da haste's jetzt!“ lachte sie auf und schüttelte sich schnell nach der Tür. Dort aber besann sie sich, daß sie nach dem Ofen hatte sehen wollen, sie legte ihre Näharbeit auf den Stuhl an dem großen grünblauen Kachelofen und begann in den Kohlen zu rühren. — „Die kommen lange nicht, gelt? Es ist bereits bald zehn Uhr,“ sagte sie.

„Aha, Du spikst auf das geschiedene Ehepaar, jetzt wird's mir dann klar, warum Du den Ofen heut schon gar nie vergiffest, wiewohl das Thermometer draußen auf Null steht,“ spöttelte der Friedensrichter, behaglich in den Armstuhl zurückgelehnt. „Es ist mir nur leid, daß ich Dich net zu der Verhandlung einladen darf, Frau, so neugierig Du auch wärest.“

Mit großer Eiferigkeit verließ die Frau ihre Scheinarbeit und kam zu dem Friedensrichter, den sie aus lustigen braunen Augen überredend anblinzelte.

„Jesses Gott, Alterle, warum darfst es net tun? Hast gewiß wieder kalte Füß kriegt überm Barten. Der Termin ist auf zehn Uhr, gelt? Aber so sag's mir doch, warum kann ich net zuhöre? Gleich bring ich Dir Deinen Fußsack, Alterle. Aber so red' mal!“ —

„Weil — weil Du's net hören magst.“

„Was? was? Freilich mag ich's höre. Weißt, ich mach Dir geschwind en Glühwein, Alterle!“

„Wär net übel, jetzt, zum Termin. Ein Richter muß kühl und nüchtern sein, Frau, es hilft Dir net!“

Die hübsche, neugierige Frau legte ihren Arm um des Mannes Schulter. „Gelt, Alterle, bist froh, daß Du mich hast?“

Und wie er nur schlau lächelte, fuhr sie fort: „Denk' auch Du, wenn ich Dich verlassen hätt', wie die Lina Gohwiler ihren Mann, nein wie greulich!“

„So greulich ist die Lina net, im Gegenteil, es ist ein nettes, junges Fraulein!“

„Ach Du mein verliebtes Mandl, ein glattes Gesicht ist immer unschuldig!“ rief die Frau und zog ihren Arm zurück, aber im selben Augenblick fuhr ihr der Mann streichelnd über die vollen Waden.

„Und Du, mein wunderföligs Weible, bist auch so unschuldig wie Du glatt bist. So unschuldig, daß Du net mal hören kannst, wenn man von bösen Weibern redet! Und weil Du's net kannst, darum kann ich Dir net gestatte, daß Du die Verhandlung mit anhörst, denn es wird von bösen Weibern geredet werden.“

Lachend und schadenfroh schob er die Angegriffene von sich, die ihm eine Faust machte, ihr Nähzeug über den Arm warf und auf die Zwischentür wies.

„Erlaub's oder erlaub es net — — ich sitz in der Stube und horch, die Wand ist net von Eisen.“

„Los' auch Du, Frau, warte, warte!“ rief er ihr nach, „Du kannst die Tür aufmache! Es ist mir lieb, wenn Du's hörst, im Gegenteil! Daß Du Dir ein gutes Beispiel nimmst an dem bösen Weib, ein abschreckendes, wenn Du mal e Schwiegermutter wirst!“

Sein lautes Gelächter endete mit einem Aufschrei, die lustige Frau hatte ihn geschwind zum Abschiede mit der Feuerzange ins Bein gekniffen.

II.

Das verschneite Pfortchen draußen gab einen feinen Glodenton, jemand klopfte sich, mit den Füßen stampfend, den Schnee ab, ein Pochen an der Tür, ein kräftiges: Herein! und die Gestalt eines jungen Mannes, der den Hut in der Hand hielt, erschien auf der Schwelle.

„Bin ich zu früh?“ fragte er mit leiser Stimme, während er die Blicke in dem behaglichen Raum, der nur wenig von einem Amtstotal hatte, spazieren ließ.

„Eher zu spät,“ sagte der Friedensrichter und blickte zerstreut und feierlich von dem vor ihm aufgeschlagenen Folianten in die Höhe, „gleichwohl ist die andere Partei noch nicht erschienen.“

Der junge Mann nahm Platz. Mit gesenktem Kopf, den Hut zwischen den gespreizten Knien saß er da, hob alle Augenblicke den Kopf, um nach der Uhr zu sehen, die mit ihrem harten metallischen Pendelgang aufdringlich die Stille unterbrach, schredte bisweilen in die Höhe und startete durch das Fenster, — hinter dem in zarten Umrissen der Uelliberg mit den schönen weißschimmernden Willen am Fuße sichtbar war, — und sein hübsches, ernstes Gesicht mit den dunklen Augen und dem herabhängenden Schnurbart färbte sich röter und röter.

„Ihre Frau kommt lange nicht,“ sagte der Friedensrichter von dem Buche aufschauend.

Der junge Mann errödete noch mehr. „Sie wissen es ja wohl, wir sind geschieden,“ erwiderte er düster und mühsam.

„So, so, wie lange denn?“

„Am fünfundzwanzigsten November ist es ein Jahr gewesen.“

„Sie haben das Datum gut im Kopf. Ihre Frau ist wieder bei den Eltern, deucht mir?“

Ein Nicken und ein Seufzer war die ganze Antwort.

„Haben Sie eppa Trauer, daß Sie de Flor am Arm trage, Herr Gohwiler?“

„Mein Schwager in Schaffhausen ist lechthin gestorben, ich glaube — — draußen ist jemand,“ sagte der junge Bauer und stand auf.

Niemand kam. „Rein, nein, es ist nichts, sitzen Sie nur. So, so, in Schaffhause! Da ist Ihre Schwester aber zu bedauern, so ganz allein!“

„Doch nicht, meine — — die Mutter ist bei ihr.“

Der Friedensrichter fuhr herum und schob sich die Brille auf die Stirn. „So, so, auf längere Zeit eppa?“

„Für immer, aber jetzt het die Pfort' geklungt.“

„Mit emal! Bezwingen Sie Ihre Ungeduld, Herr Gohwiler. So, so, sitz immer? Da sind vielmehr Sie jetzt allein, laun mer sage.“

„Ich muß doch mal hinaus'schauen,“ sagte der junge Mann und sprang an die Tür.

„Sitze Sie nur ab. Ihre Frau hat Sie scheint's vorlade lasse, wisse Sie warum?“

„Ich weiß es gewiß net, und es ist so arg heiß da herinne, erlaube Sie,“ damit sah er nach der Klinke und tat einen Sprung hinaus.

Im Zimmer nebenan rührte es sich, die Frau Friedensrichter riß die Tür auf, sie war ganz aufgeregt.

„Die alte Gohwiler ist nach Schaffhause? Nein aber! Der Drach ist also fort? Jesses Gott, der arme Bursch dauret mich, ich kann's garnet sage, wie sehr.“

„Gang, mach, mach fort, sie ist an der Pforte!“ winkte der Friedensrichter. Da kam eine zierliche, sehr junge Frau in die Amtsstube. Sie grüßte ein wenig verlegen, nahm das weiße Wolltuch ab, das ihr schmales Gesichtchen einrahmte, strich sich das dunkle feine Tuchkleid glatt und setzte sich auf denselben Stuhl, der bisher von dem jungen Manne eingenommen worden war.

„Er ist noch nicht da,“ sagte sie mit bellkommener Stimme, „wenn ich nur nicht lange da warten muß.“

Der Friedensrichter hatte sein Buch verlassen, wohlgefällig betrachtete er die hübsche Besucherin. „Ihr Mann ist schon hier gewesen, er hat aber das Barten net lömme ertrage,“ sagte mit freudlichem Ton der Gesejeshüter.

Die Frau fuhr zusammen, sie blickte in alle Ecken, dann sagte sie mit gesenktem Kopfe: „Das Kind wollte so lange net schlafe, und ich mag es selbst der Mutter net ganz überlasse, da es doch keinen Vater hat; Sie wisse wohl, wir sind geschieden,“ sezte sie fast flüsternd hinzu.

„So, so, geschieden! Sie sind geschieden! Ru ebe, und zu was haben Sie Ihre Mann vorlade lassen? Es ist mir ganz aus dem Kopf komme.“

„Ja, es soll keine Gerichtsache sein. Was denke Sie auch, Herr Friedensrichter. Ich hab's Ihnen doch geschrieben, daß alles freundschaftlich sein soll, zwischen mir und dem Audi! Er hat mir das Kind freiwillig übergeben bis zum zwölften Jahr, ist es nicht schön von ihm? Die Schwiegermutter hat mir wolle auch das Kind entziehe, aber da hat sich mein — der Rudolf Gohwylter als Mann erweise, und das Kind mir überlasse. Jetzt sage die Leute, der Rudolf will wieder heiraten, da hab ich halt gedacht, ich wollt ihm den viele, viele Schmutz, wo er mir geschenkt . . .“

III.

Die Tür wurde nach schnellem Anklopfen geöffnet, und Rudolf Gohwylter, ernst und finster, mit hängendem Schnurrbart und hängenden Schultern kam in die Amtsstube. Stumm trat er einen Schritt gegen seine geschiedene Frau ohne sie anzusehen, dann zog er die wie unwillkürlich hingestreckte Hand, die ihre gefenken Augen nicht gesehen hatten, schnell wieder an sich und erwartete, was die Vorladung bedeute.

Die junge Frau mußte also reden. Sie tat es hastig, mit einem verräterischen Zucken des blafroten Mundes. Dabei hatte sie ein feingeknüpftes Kästchen in der Hand, das sie vor den Friedensrichter hinstellte. Die Kette mit dem Anhänger aus Amethysten, die Ohrringe, die beiden kleinen Broschen, eins mit Bergkristalleinritz, das andere mit einem Vierklee geschmückt, sie möchte die Goldsachen ihrem geschiedenen Manne hiermit zurückgeben, da sie doch nun geschieden sind. Wozu die Geschenke behalten, die er vielleicht wieder brauchen kann?

„Da liegt es, nehme Sie also Ihr Sach wieder an sich, Herr Gohwylter.“ sagte der Friedensrichter, indem er dem jungen Bauern das offene Kästchen hinhielt.

Gohwylter war bei den Unterhandlungen bleich und bleicher geworden. Mit einem hölzernen dumpfen Stimmton wehrte er sich gegen die Zurücknahme der Geschenke.

„Trag sie immerhin, warum willst Du sie nicht tragen!“ sagte er, ohne die Frau anzusehen. Und sie darauf: „Nein, ich werde sie niemals tragen, warum sollen sie bei mir nutzlos daliegen, während Du sie jetzt wieder gebrauchen könntest?“

Da verzerrte sich sein Gesicht. „Sind sie Dir so verhaßt? Kannst Du sie nie mehr ansehen? Und mich — hältst Du mich jetzt für so einen, daß ich Deine Sache noch einmal verschicken könnte?“

Die Frau sah ihn noch immer nicht an. Sie stülte ein heißes Weh in den Augen, und sie wagte nicht, sich aufzurichten. „Es sind nicht mehr meine, nimm sie zurück!“ stammelte sie.

Gohwylter schüttelte den ganzen Inhalt des Kästchens in seine breite Hand, dann drückte er mit beiden Fäusten die Geschenke zu einem trachenden Häufchen zusammen, riß das Luftschloßchen auf und schleuderte die Goldsachen in den dichten Schnee unter den Gebüschen. Darauf grüßte er stumm den Friedensrichter und die Frau, die einen Schrei zurückhaltend, ihr Gesicht mit ihrem Tuche verhüllt hatte, und war mit einem Sprung aus der Tür.

„So, so, sehe Sie's jetzt? Da sind Sie Ihr Sach' geschwind los worden“, murmelte der Friedensrichter. Aber die junge Frau antwortete mit keiner Silbe. In ihren Augen standen zitternd Tränen.

„Adje“, flüsterte sie läglich, „ich geh dann, Herr Friedensrichter.“

„Kommet Sie gut heim!“ tröstete der Friedensrichter die Halbweinende. Er ließ sie selber zur Haustür hinaus und begleitete sie bis an das verschneite Pförtchen, wobei er neugierig über den Weg guckte, in den Rudolfs Kägelschuhe sich deutlich abgezeichnet hatten. Die Mutter Gohwylter hat, scheint's, unserm Ländle auf immer Valet gesagt, sie ist zu der Tochter zogen, nach Schaffhausen, die hat ja ihre Mann begrabe, — die Welt wird net untergehe, daß der alte Geizdrache fort ist. Ja so, es war ja Ihre Frau Schwiegermutter! Ich bitt recht schön, ich hab nichts gesagt!“ so plauderte der Alte, während sie an der Pforte standen. Er sah es nicht ungern, was für Schatten- und Sonnenlichter bei seinen Erzählungen über das hübsche vermeinte Gesichtchen zuckten.

Die Frau Friedensrichter lachte und weinte, als er endlich hineinam, über die beiden. „Jesses Gott! die zwei sind ja noch heut so arg ineinander verflocht, wie ein paar Turteln! Wenn man's doch nur zu machen wüßt! Es hat mir ganz einen Stich geben!“

IV.

Am späten dunklen Abend, als der Friedensrichter aus seiner Kneipe heimkam, erschraf er trotz seines Patriarchenmutes, denn in seinem dichten großen Garten, zwischen den Bäumen, unter den Fenstern raschelte und flüsterte es unheimlich. „Wer ist da?“ fragte er drohend, den Stock vor sich in den Boden gestemmt, und mit beiden Händen sich darauf stützend. Die tiefste Stille antwortete ihm. Er begriff, daß er sich geirrt habe und begab sich in etwas beschleunigtem Schrittmah ins Haus. Nicht wenig aber erstaunte er, als ihm seine Frau mit einem Gesicht voll Entzücken und Nahrung den Mund zuhielt und ihn in die Hinterstube führte.

„Du mein liebs Alterle, weißt Du was?“ hauchte sie ihm in die Ohren, „im Kohl drauß sitzen zwei Häsle, ein Mändle und ein Weible, ja, ja, der Gohwylter und seine Lina! Sie suche den Schmutz, wo er weggeworfen hat, und dabei hänt sie einander gefunde! Zuerst ist die Lina kommen, hat geseufzt und geweint, dann auf einmal, ich hab's fast net könne glaube, ist der Audi auch da, und dann so hab ich alles gehört, o, zu schön ist es. Die hänt e harte Schül durchgemacht, aber jetzt wird's halte. — Kalt seis, sagt Du? O nein, kalt hänt bi net! Jesses Gott, die höre die Engel im Himmel singe! Los, Alterle, jetzt bedaur' ich sie nimmer, jetzt bedaur' ich bloß uns! Jesses Gott, wenn Du jetzt der Audi wärst und ich die Lina, da solltest Du etwas erleben!“

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Herzstörungen durch fehlerhafte Haltung. Auf dem letzten Kongress für innere Medizin wies Dr. Herz auf eine bis jetzt wenig berücksichtigte und doch außerordentlich verbreitete Ursache der Herzerkrankungen hin. Er ging davon aus, daß beim kranken Herzen der Raummangel eine Rolle spiele; nicht die Schwäche des Herzens bildet den Kernpunkt der Krankheit, sondern es kann nur deswegen nicht seine Funktion erfüllen, weil ihm der genügende Raum fehlt. Das ist besonders der Fall, wenn durch fehlerhafte Körperhaltung beim Schreiben oder Zeichnen die Brusthöhle so verkleinert wird, daß das Herz einer Pressung durch die Rippen ausgesetzt ist. Daher rühren die zahlreichen Herzbeschwerden bei allen Bureauarbeitern. Unter den Ärzten sind es die Zahnärzte, deren Herz durch die gebückte Haltung leidet. Die Schuster werden ungleich häufiger als andere Kleingewerbliche Arbeiter durch Herzleiden arbeitsunfähig. Bei den Genossenschaftskrankenkassen in Wien wurden bei den Schuhmachern nahezu um die Hälfte mehr Herzranke gefunden als dem Durchschnitt entsprach. Zweifellos begünstigt die gebückte Körperhaltung die venöse Rückstauung und damit das Eintreten von schweren Herzaffektionen, besonders dann, wenn das Herz an und für sich nicht gesund ist. Bei allen diesen gefährdeten Bureauarbeitern sollte daher der Schreibtisch stets so eingerichtet sein, daß eine aufrechte Körperhaltung möglich ist; der Kranke soll dann auch während des Gehens eine solche einhalten. Weitere Heilmittel sind die Gymnastik, auch Atmungsgymnastik und die Massage zur Kräftigung der Muskeln, die dazu bestimmt sind, den Brustkorb in einer zweckmäßigen Lage festzuhalten. Dadurch gelingt es oft, die Beschwerden zu beseitigen.

Aus dem Tierleben.

Alter und Wachstum der Nordseefische. Im Jahre 1902 haben die an der Nordseefischerei interessierten Staaten gemeinsame Arbeiten zum Studium auf diesem Gebiete unternommen. Die Marinebiologische Vereinigung Großbritanniens hat nun die naturwissenschaftlichen und hydrographischen Beobachtungen, die in den Jahren 1904 und 1905 englischerseits gesammelt worden sind, veröffentlicht. Unter den vier Abhandlungen beschäftigt sich die erste von Dr. Wallace verfaßte mit dem Alter und dem Wachstum der Fische im südöstlichen Teil der Nordsee, zu deren Bestimmung die interessante Methode der Feststellung aus den Otolithen, d. h. den steinartigen im Gehörorgan vorkommenden und als Ohrsteine bezeichneten Gebilden verwendet wird. Diese Methode ist wesentlich bequemer und leichter zu handhaben als die Bestimmung aus den Schuppen. Der Otolith zeigt auf seiner Oberfläche eine Reihe konzentrisch angeordneter Ringe, die abwechselnd hell und dunkel gefärbt sind und in vergleichbarer Weise wie die Jahresringe des Holzes eine Bestimmung ermöglichen. Jeder helle Ring entspricht dem Wachstum während der Sommerzeit, während die dunklen im Winter angelegt werden. Ein chemischer Unterschied zwischen den verschieden gefärbten Zonen besteht nicht, vielmehr scheint lediglich die mechanische Struktur den Altersunterschied zu bedingen. Bei den vorliegenden Forschungen hat Wallace diese Methode zur Bestimmung der Altersverhältnisse der Scholle angewendet. Nachdem zehn Altersgruppen unterschieden worden waren, wurde festgestellt, daß ihre Verbreitung in dem untersuchten Gebiet mit einer Verteilung nach der Größe zusammenhängt. Die größeren Fische haben das Bestreben, in tiefere Schichten hinabzusteigen als die kleineren. Das ist schon seit längerer Zeit bekannt gewesen, nur konnte es nicht mit dem Alter der Fische in einen genauen Zusammenhang gebracht werden. Die neueren Beobachtungen haben tatsächlich gezeigt, daß man in einer bestimmten Tiefenschicht vorzugsweise Fische eines und desselben Jahrganges findet. Was die Wachstumsregeln betrifft, läßt sich vor allem feststellen, daß eine Verschiedenheit bei den beiden Geschlechtern vorhanden ist, und ebenso, daß die Weibchen im allgemeinen ein höheres Alter erreichen als die Männchen. Bis zu fünf Jahren halten sich die beiden Geschlechter ungefähr die Wage. Darüber hinaus überwiegt jedoch bald, und zwar stark, das weibliche Geschlecht. Die Männchen erreichen die Reife ein bis zwei Jahre früher als die Weibchen. Nach dem siebenten Jahre bleiben sie jedoch im Wachstum stehen.